

# Letzte Chance für Winterthur

Die Museumslandschaft der zweitgrössten Stadt im Kanton Zürich ist zerfasert, das Budget überlastet. Die Regierung sollte dringendst Prioritäten setzen und Entscheidungen treffen. Doch sie vertändelt die Zeit lieber mit Studien und verpasst damit die Weichenstellung für die Zukunft. **Von Gerhard Mack**

Zuletzt war Winterthur meist wegen Bruno Stefanini in den Medien. Die Streitereien um seine Stiftung brachten dem Immobilieninvestor eine Bekanntheit, welche die Qualität seiner Objekte nie zugelassen hätte. Dabei spielt die wahre kulturelle Tragödie der Eulachstadt an anderer Stelle: Sie ringt um die Zukunft ihrer Kunstmuseen.

Winterthur verfügt im Bereich der bildenden Künste über grosses Potenzial. Das Kunstmuseum hat auf der Basis der frühen und klassischen Moderne seit seiner Gründung 1916 eine exquisite Sammlung zeitgenössischer Kunst aufgebaut. Die Sammlung Oskar Reinhart «Am Römerholz» bietet Meisterwerke der europäischen Kunst vom 14. bis ins 20. Jahrhundert. Das Museum Oskar Reinhart am Stadgarten beherbergt die deutschen Bestände des Handelsherrn ab dem 18. Jahrhundert, mit einem Spitzenensemble zur deutschen Romantik um Caspar David Friedrich. Die Villa Flora zeigt seit ihrer Eröffnung 1996 Teile der Sammlung Hahnloser mit Schwerpunkt Nachimpressionismus. Die Sammlungen Briner und Kern umfassen einen beachtlichen Bestand an Miniaturen und an niederländischer Malerei des 17. Jahrhunderts. Und das 2003 eröffnete Fotozentrum Winterthur ist eine in ganz Europa geschätzte Institution.

Dass die Stadt mit einer solchen Fülle überfordert ist, zeichnete sich bereits vor zehn Jahren ab. Wo früher Weltunternehmer Produkte herstellten, wird heute gewohnt. Die Steuereinnahmen sind dramatisch eingebrochen. Eine Neuordnung der Museumslandschaft hat man gleichwohl vermieden. Gleich, welche Partei und welcher Politiker regiert, alle schrecken davor zurück, Entscheidungen zu treffen. Man gibt lieber Studie um Studie in Auftrag. 2009 legte der ehemalige Chef des Bundesamtes für Kultur David Streiff ein Museumspapier vor, in dem er die Zusammenarbeit aller Kunstsammlungen anmahnte. Passiert ist nichts. Die «Freunde

des Museums am Stadgarten» verhinderten damals, dass das Museum Oskar Reinhart am Stadgarten mit seinen Beständen flexibler umgehen und Raum für die Sammlungen Briner und Kern schaffen konnte; inzwischen ist man dafür zwar offen. Doch jetzt scheitert eine Aufnahme dieser Bestände daran, dass die Stadt den nötigen Umbau nicht realisiert. Ein ähnliches Hüst und Hott bei der Villa Flora: Eine Zusammenarbeit mit dem Kunstmuseum unterm Dach des Kunstvereins wurde vom Stadtrat beschlossen und wieder auf Eis gelegt. Die Fusion aller vier Parteien wurde nicht einmal angedacht. Dabei hatte Streiff nur die organisatorische Seite erörtert und von einer inhaltlichen Gewichtung der Bestände abgesehen.

## Konzentration ist unabdingbar

Mit diesem heissen Eisen hat sich eine jüngste Studie beschäftigt. Jean-Pierre Hoby, der frühere Kulturdirektor der Stadt Zürich, erarbeitete im Auftrag des Stadtpräsidenten Winterthur ein Papier, das seit August 2014 vorliegt. Museumskommissionen präzisieren es. Ihre Vorschläge sollen demnächst im Stadtrat diskutiert werden. Nach aussen herrscht Funkstille. Sowohl die Präsidialabteilung wie auch die Direktoren des Kunstmuseums und des Museums Oskar Reinhart am Stadgarten betonen freundlich, dass sie derzeit leider nichts sagen können. Selbst Hoby, sonst ein begnadeter Kommunikator, hüllt sich ins «Gebot der Vertraulichkeit». Keiner will sich die Finger verbrennen.

Denn eines ist klar: Konzentration ist unabdingbar. Die Stadt muss sich entschei-

**Die Villa Flora ist ein Bijou, aber kein Essential. Wenn es erhalten werden soll, müssen sich Private engagieren.**

den, ob sie endlich eine möglichst gute Institution schmiedet und damit in die Zukunft marschiert, oder ob sie die gesamte Museumslandschaft aufs Spiel setzt, die das kulturelle Image der Stadt wesentlich prägt. Auf dem Prüfstand stehen alle Sammlungen und Institutionen ausser dem Kunstmuseum und dem Fotozentrum.

Das Museum Briner und Kern wurde Ende Oktober geschlossen. Die Villa Flora hat letzten April vorläufig zugesperrt, nachdem die Stadt sich nicht entschliessen konnte, das Betriebsbudget um 600 000 Franken heraufzusetzen. Das wäre nötig gewesen, um das Haus nach einer Sanierung und Erweiterung durch den Kanton Zürich unter dem Dach des Kunstvereins Winterthur zu bespielen. Angesichts der knappen Finanzlage hielt die Stadtverwaltung eine obligate Volksabstimmung für aussichtslos. Dabei gilt die Villa von Arthur und Hedy Hahnloser vielen Winterthurerern als Bijou mit bürgerlichem Ambiente. Und die Familie Hahnloser-Jaeggli hat als kulturelles Urgestein der Stadt auch beträchtlichen Einfluss. Schliesslich haben die Hahnlosers mit ihrer Begeisterung für die Kunst der Nachimpressionisten nicht unwesentlich zur Gründung des Kunstmuseums beigetragen. Da ist Respekt angebracht.

Gleichwohl ist anzumerken, dass von dem, was von der einstigen Sammlung, die der Augenarzt und die Künstlerin zwischen 1907 und 1932 zusammengetragen haben, heute in der Villa Flora nicht mehr viel vorhanden ist. Gerade dank der Hahnlosers ist sie nicht der einzige Ort in Winterthur, der dem Publikum Postimpressionisten zur Kenntnis bringt. Im Kunstmuseum findet sich die Epoche weitgehend abgebildet, im Museum Oskar Reinhart «Am Römerholz» befinden sich aus der vorangehenden Periode hervorragende Stücke.

Die Werke aus der Hahnloser-Sammlung, die in der Villa Flora verblieben sind, könnten den öffentlichen Bestand des Kunstmuseums verstärken, auf höchstem Niveau aber vielleicht um kaum mehr als um eine Hand-

0,6 Mio.

Franken im Jahr hätte Winterthur für den Betrieb der Villa Flora nach einer Sanierung bewilligen müssen. Die Stadt zog einen Entscheid zurück.

1 Mio.

Franken standen bereit, Räume für die Sammlung Briner und Kern umzubauen. Die Stadt verzögert das Geschäft bis heute.

4

So viele Kunsthäuser muss Winterthur unter einem Dach zusammenführen, wenn es als Kunststadt bestehen will.

**Braucht eine neue Bleibe, wenn die Stadt keine Lösung für ihre Museen entwickelt: Caspar David Friedrichs «Kreidefelsen auf Rügen», eine der Ikonen im Museum Oskar Reinhart am Stadgarten.**



## Ein Stripper ...

Fortsetzung von Seite 73

Als er 2006 in einem Laden DVD signierte, steckte ihm ein anonymes Autogrammträger einen Umschlag zu, der lauter Zeitungsartikel über den Fall du Pont enthielt. Miller wollte den *fait divers* verfilmen - mit Channing Tatum. «Er stach mir mit einer packenden Leistung im Adoleszenzdrama «A Guide to Recognizing Your Saints» ins Auge. Ich fragte ihn an, weil er typisch amerikanisch aussieht. Zudem wollte ich ein Gesicht, das man noch nicht kannte.»

Tatum war mit dem Drehbuch überfordert. «Ich verstand nur Bahnhof, wusste nicht, was der Film mir sagen wollte», erinnert er sich und lacht spitzbübisch. «Wir kommen halt aus völlig verschiedenen Welten: Bennett ist ein Intellektueller aus New York, der in Künstlerkreisen verkehrt und geschiet reden kann, ich hingegen bin ein Südstaaten-Bursche aus einfachen Ver-

hältnissen und ein Legastheniker.» Der Film kam damals nicht zustande, weil ihn kein Studio finanzieren wollte.

Tatum aber avancierte mit «Magic Mike» und der Buddy-Komödie «21 Jump Street» bald zu einem Kassenmagneten. Frauen strömen in seine Filme, weil sie den Beau mit dem muskulösen Body und den exotischen Augen, die auf seine indianischen Vorfahren verweisen, anheimmeln; Männer, weil sie davon träumen, so stark zu sein wie er. Vom Magazin «People» zum «Sexiest Man Alive» erklärt, wurde der mit der TV-Schauspielerin Jenna Dewan verheiratete Tatum plötzlich von Paparazzi verfolgt. «Am schlimmsten war es, als unsere Tochter Everly zur Welt kam. Alle wollten das erste Bild mit ihr.»

Regisseur Miller meldete sich nun wieder bei ihm, weil er wusste, dass sich der Film dank Tatus Berühmtheit finanzieren liesse. «Nach der zweiten Lektüre des Drehbuchs konnte ich mir einen Reim darauf machen: Es ist eine mehrfache Charakterstudie, die aufzeigt, warum die Brüder Schultz dem Tyrannen auf den Leim krochen», sagt

Tatum. Die Geschichte vom Industriellen, der sich über ein eigenes Sportteam zu verwirklichen versuche, deren Sportler er wie Sklaven behandle, zeige, wie im Kapitalismus der amerikanische Traum schnell einmal pervertiert werde.

Du Pont erscheint im Film wie ein unterdrückter Homosexueller, doch Tatum sagt: «Ich habe viel über ihn gelesen und bin zur Überzeugung gelangt, dass er eher asexuell war. Er war ein schwächerer Mann, der psychische Probleme hatte, weil ihn niemand respektierte, nicht einmal seine Mutter.»

Tatum ist kein Mann der scharfsinnigen, analytischen Worte, er ist ein bodenständiger Pragmatiker, der oft intuitiv agiert. Demnächst steht er für Tarantino und die Coen-Brüder vor der Kamera, zudem schreibt er am Drehbuch für «Magic Mike XXL», der Fortsetzung seines Hits, und bald wird er selber Regie führen: bei der Adaption des Young-Adult-Romans «Forgive Me». Er sagt: «Wie im Sport so will ich auch beim Film stets neue Ziele erreichen und verhindern, dass der Beruf zur Routine verkommt.»

## Filmkritik «Foxcatcher»

Der Film von Bennett Miller ist kein typischer Sportfilm à la «Rocky», der den erfolgreichen Aufstieg eines Sportlers feiert. «Foxcatcher» ist eher ein Psychodrama mit Thrillerelementen, das den Absturz eines erfolgreichen Ringers zeigt. 1987 lässt sich Weltmeister Mark Schultz vom Milliardär John du Pont auf dessen Farm in Pennsylvania lotsen, wo er sich mit der US-Nationalmannschaft auf die Olympischen Spiele von Seoul vorbereiten soll. Schultz wird von du Pont tyrannisiert, zum Kokainkonsum verführt und schliesslich durch seinen Bruder Dave ersetzt. Als sich die beiden gegen den Psychopathen wehren, kommt es zum Blutbad. Miller lässt sich Zeit, um das Spannungsfeld zwischen Zunei-



Mark Schultz (Channing Tatum) mit du Pont (Steve Carell).

gung und Abneigung anzulegen. Channing Tatum changiert in der besten Leistung seiner Karriere bravourös zwischen Unsicherheit und Entschlossenheit, Zärtlichkeit und Brutalität. (cj.)

«Foxcatcher»: ab 29. 1. im Kino.



**Kann nur als Liebhaberprojekt für Sponsoren überleben: die Villa Flora.**



**Das Kunstmuseum Winterthur ist als zentrale Institution unbestritten.**



**Das Museum Oskar Reinhart am Stadtgarten muss umgerüstet werden.**



**Die Sammlung Briner sucht eine Heimat: ein Werk der Rembrandt-Werkstatt.**

### Wenn Winterthur sich nicht neu aufstellt, können die Stadtoberen die ganze Kunst schon jetzt vor dem Kunsthaus Zürich abladen.

voll Stücke. Das wird gerne übersehen. Wenn demnächst in der Kunsthalle Hamburg die Sammlung Hahnloser unter dem Titel «Verzauberte Zeit» (ab 20. 2.) gezeigt wird, werden Werke aus verschiedensten Beständen kombiniert. Was spräche dagegen, Hahnloser-Bilder dem Kunstmuseum zu geben? Clara und Emil Friedrich-Jezler haben das mit ihrem Schatz auch getan.

#### Verteilkämpfe stehen bevor

Es ist nichts einzuwenden gegen eine Sammlervilla mit historischem Cachet, aber ein Bijou ist kein Essential. Wenn es erhalten werden soll, müssen sich Private engagieren. Zumal wirklich nötig nur Sicherheitsmassnahmen sind; der geplante Anbau würde das Ensemble, das gerühmt wird, ohnehin zerstören. Winterthurs Potenzial als Museumsstadt liegt nicht in der Villa Flora, sondern im Kunstmuseum und im Museum Oskar Reinhart am Stadtgarten. Nur wenn diese beiden Häuser zusammengeführt und ihre Kernbestände um weitere Werke aus der Restsammlung Hahnloser, aus den Sammlungen Briner und Kern sowie von weiteren verstärkt werden, erhält die Stadt eine Institution, die sich künftig behaupten kann.

Gelingt dies nicht, dürfen sich andere Häuser in der Schweiz freuen. Die Sammlung Briner wäre dem Kunstmuseum St. Gallen eine willkommene Verstärkung. Dort ist es in den letzten Jahren gelungen, eine beachtliche Altmeistersammlung aufzubauen, die Sammler immer wieder zu Schenkungen animiert. Welchen Zugewinn das Ostschweizer Haus zu erwarten hätte, deutet die

Ausstellung «Oranje» an (bis 5. 4.), die das Museum Oskar Reinhart am Stadtgarten derzeit präsentiert. Wer durch den Saal wandert, erfreut sich nicht nur an Stillleben von Pieter Claesz und einer Darstellung von «David und Bathseba» von Arent de Gelder. Da sind auch die weiten niederländischen Himmel, See- und Landschaftsbilder, eindrucksvolle Porträts. Die Präsentation ist wohl der allerletzte Versuch, den Entscheidungsträgern zu zeigen, welcher Bestand da verloren zu gehen droht.

Ähnlich fatal ist die Situation des Museums Oskar Reinhart am Stadtgarten selbst. Direktor Marc Fehlmann hat die Institution aus dem Dornröschenschlaf geweckt. Die Ausstellung Max Liebermann war eine Tour de force und ein Publikumserfolg, auch die Oranje-Ausstellung ist gut besucht. Allein, es fehlt das Geld weiterzumachen. Das Stiftungsvermögen reicht noch für ein Jahr. Private haben bisher bezahlt, da sind die Möglichkeiten ausgeschöpft. Was es bedeutet, wenn das Museum schliessen muss, sagt die Stiftungsurkunde klipp und klar. Dann dürfen Caspar David Friedrich und Kollegen hingehen, wo immer die Stiftung Oskar Reinhart das möchte.

Profitieren könnte davon beispielsweise das Kunsthaus Zürich. Wenn der Erweiterungsbau eröffnet, erhält das Haus einen gigantischen Zuwachs an Fläche, der bespielt werden will. Mit der Sammlung Bührle alleine ist das bekanntlich nicht zu machen. Da würde die Reinhartsche Kollektion passen. Ohnehin wird sich Winterthur nach der Eröffnung des erweiterten Kunsthauses mit einer neuen Situation konfrontiert sehen. Das Zürcher Flaggschiff wird beträchtliche Bugwellen durch die Schweiz schicken: Förder- und Sponsorengelder, Aufmerksamkeit, Sammler werden ganz anders gebunden. Wenn Winterthur sich vorher nicht neu aufstellt, können die Stadtoberen die ganze Kunst am besten schon jetzt auf Camions verfrachten und vor dem Kunsthaus Zürich abladen. Entschuldigungen für ihre Versäumnisse gibt es keine.

## Abgründe (672) Angelika Overath

### Er begann seine Karriere als Requisiteur und beendete sie als Revolverheld

Er war hart im Nehmen. Wenn die Mutter den jüngeren Bruder bevorzugte, tröstete er sich mit seinem Hund. Siebenjährig ritt er auf dem Pferd in die Schule, von der armseligen Ranch aus, die sein Vater lausig führte, bevor er in der Gegend von Los Angeles wieder einen Drugstore übernahm. Auch nach der Scheidung der Eltern blieb er

ein guter Schüler, bekam als Football-Star ein Stipendium für die Universität. Und als ihm nach einer Sportverletzung das Geld gestrichen wurde, brach er das Studium (Wirtschaft, Jura) trotz Bestnoten eben ab.

Er wurde Requisiteur beim Film, wo er pflichtbewusst tat, was er sollte. Szene: Die Tür geht auf, der Wind bläst Ahornblätter herein. Er lässt die Blätter hereinblasen, fegt sie auf, lässt sie wieder hereinblasen, fegt - bis der Regisseur zufrieden ist. Später, schon eine Filmlegende, wird er beim Dreh immer auf die Stimmigkeit von Details achten.

Er konnte einer Frau ein Kleid schenken, ohne nach ihrer Grösse zu fragen. Dreimal war er

mit Lateinamerikanerinnen verheiratet: zuerst mit einem streng katholischen Upperclass-Mädchen, das ihm vier Kinder schenkte. Als er bei der Scheidung über sexuelle Kälte klagte, sie dagegen auf ihre vier Kinder verwies, sagte er: «Nun ja, viermal in zehn Jahren.»

Dann ehelichte er eine 15 Jahre jüngere Aktrice, die mit ihrer Mutter aus mexikanischen Bordellen kam und ihn fast unter den Tisch trank. Freunde sahen ihn im sexuellen Fieber. Auch wenn die Schöne, was ihn leicht störte, sich weigerte, die Beine zu rasieren. Als sie endgültig in den Alkoholismus abtauchte, wandte er sich wieder einer höheren Tochter zu, von der er

nochmals drei Kinder bekam. Man trennte sich, als die 25 Jahre jüngere Frau das Leben in Hollywood nicht mehr ertrug, nur noch Tennis spielte und zu Christian Science konvertierte. Aber es gab keine Scheidung mehr; er wollte nicht zum dritten Mal versagen und lebte nun mit seiner Sekretärin. Nach der stärksten erotischen Begegnung gefragt, sagte er später zögernd: «Rom. Hotel Excelsior. Marlene Dietrich. Ich nahm sie auf der Treppe.»

Bis Anfang 30 hatte er fleissig in knapp hundert billigen Unterhaltungsfilmern gespielt. Wenn er singen musste, sang er, auch wenn er es nicht konnte; sollte er

Schlittschuhlaufen, nickte er und knallte gegen die Bande.

Sein Durchbruch als Schauspieler kam spät. Und überwältigend. Er fand den Regisseur, der ihn quälte und den er verehrte. Und wurde zur Ikone verhaltenner Männlichkeit: Arme etwas angehoben, Rumpf leicht nach vorn gebeugt, steuerte er seinen Gang mit den schmalen Hüften; wenn er anhielt, stand er in der Kontrapost-Stellung einer griechischen Statue.

Einmal liess er sich dazu verführen, in einem Prunk-Epos mitzumachen, das ein exzentrischer Milliardär finanzierte. Er mimte, kuriose Fehlbesetzung, den Mongolenherrscher Dschingis

Khan. Gedreht wurde in einem Areal für Atomwaffenversuche. 91 von 220 Mitgliedern der Filmcrew erkrankten danach an Krebs, 46 starben daran in den nächsten 30 Jahren. Ihm wurde die halbe Lunge entfernt, später bekam er ein Magenkarzinom. In seinem letzten Film, in den Sequenzen seiner früheren Filme eingeschnitten waren, verkörperte er sich selbst als krebskranken Revolverhelden.

Wer war der konservative, arbeitsame, im Understatement geniale Schauspieler, der Archetyp der amerikanischen Pionierzeit?

Alphanumerische Lösung: 10-15-8-14-23-1-25-14-5